BLAU-WEISS WERBE HEFT

HERAUSGEGEBEN VON
DER BUNDESLEITUNG
DER JÜDISCHEN WANDER
BÜNDE BLAU-WEISS

Blau=Weiß=Blätter

Herausgegeben von der
Bundesleitung der Jüdischen Wanderbünde Blau=Weiß

Zum Geleit.

Mit diesem Hefte treten wir werbend vor die jüdische Jugend. In einer Zeit, in der es mehr denn je gilt, dass Zersplitterung Tod, Zusammenschluss Leben bedeutet, muss die jüdische Jugend vor allem zusammenhalten. Wir wollen keine Sekte sein, sondern eine Gemeinschaft, die jedem jungen Menschen offensteht, der sein Judentum bejaht. Überwindung eines kulturfeindlichen Materialismus unserer Tage, „zurück zur Natur" mit besonderer Betonung des „zurück zur Volksgemeinschaft", das ist uns Ziel und Aufgabe unseres Wanderns. Wer diesen Geist aus den folgenden Blättern zu spüren meint, der komme zu uns und suche und finde ihn in unseren Reihen.

Die Bundesleitung des Blau-Weiss.

Worte zur Eröffnung des Bundestages in Gross-Obisch.

Wer an den verschiedenen Bundestagen seit Lockwitz teilgenommen hat, findet immer einen Stamm von Gefährten von damals wieder, aber auch viel Neue sind seitdem hinzugetreten, und der furchtbare Ernst unserer Tage riß uns klaffende Wunden. Nicht alle mehr können mit uns das lebenspendende Licht der Sonne begrüßen. Wir neigen uns ihrem Andenken. Aber nicht fruchtloser Schmerz geziemt uns, wandeln wir ihn zu einer Macht! Noch mehr Stoßkraft soll uns das Gedenken unserer Toten geben, noch mehr Verpflichtung.

Und entsprechend dem Kommen und Gehen in unseren Reihen und entsprechend dem Wandel, der sich in jedem von uns vollzieht, wird um Sinn und Ziel des Blau-Weiß stets von neuem gerungen: um das Woher, das Wohin und den Weg.

Das Woher: Wir tragen es alle noch in uns: Es ist ein großes hartes Nein. Ein heiliges dreifaches Nein. Ein Nein das wir der verlogenen bürgerlichen Gesellschaft um uns entgegenschleudern. Der Gesellschaft im allgemeinen und der jüdischen Gesellschaft im besonderen. Auf Schein, auf Kompromissen, auf Halbheiten, ja auf verbrecherischen Trieben ist ihr Leben aufgebaut, und nur wenige Einsame ragen hervor, Inseln im Meere.

Man redet sich ein, sehr hoch zu stehen und ist doch so tief gesunken. Die Zivilisation ist ihnen zum Fallstrick geworden. Wir wissen es zwar, aber es tut not, sich auf den unüberbrückbaren Gegensatz, der uns von jenen trennt, von Zeit zu Zeit erneut zu besinnen. Was ist i h r e s Daseins Sinn und Ziel? Ihr Maßstab ist die Zahl, das Meßbare, Wägbare, ihr Ziel das Geld und der erkaufte Genuß. Sie wollen genießen statt zu schaffen. Ja, man hat sich nicht entblödet, die scheußliche Wortverbindung von „geistigen Genüssen“ zu prägen, als ob Geist und Genuß je eine Einheit eingehen könnten. Ihre „Sitte“ ist im Grunde genommen nichts weiter als ein Kompromiß, den man untereinander geschlossen hat, um sich Straffreiheit für die eigenen Verbrechen zu erkaufen Sie fühlen da „Verpflichtungen“, wo es gar keine Pflichten gibt, aber wo es zu helfen gilt, wo einer beim andern stehen müßte, da bekämpfen sie einander, da

beten sie jenes Götzenbild, jenen Baal an, den sie so heuchlerisch den „Kampf ums Dasein“ nennen. Diesen Kampf, den sie, Vorgänge innerhalb der Natur mißverstehend, zu einem Kampf zur Verklärung ihrer Brüder gemacht haben, den sie sich zur Anbetung auserwählt haben, um ihrer Menschenpflicht untreu zu werden.

Zu dieser ganzen Ordnung sagen wir: nein! Wir sind jung, das ist das Köstlichste, das wir ihr entgegenzuhalten haben. Unser Recht zum Neinsagen stammt aus unserem Gewissen und unsere Kraft, Widerstände zu brechen aus unserer Jugendlichkeit. Wir kehren zurück zur Urmutter alles menschlichen Lebens, zur Natur.

Schon äußerlich wollen wir uns von den anderen unterscheiden, und nicht nur aus Zweckmäßigkeitsgründen tragen wir unsere Wanderkluft, nein, auch die Freude, die anderen vor den Kopf zu stoßen, reizt uns.

In uns lebt ein anderer Geist. Wir wollen eine neue Gemeinschaft. Wir wollen als Menschen und als Juden, und das ist uns ein und dasselbe, ein Leben führen, das wir verantworten können vor den vergangenen Geschlechtern, vor uns selbst und den kommenden. Nicht die Sitte ist unser Richter, sondern jeder trage seinen Richter in sich selbst. Wir wollen Freie sein, innerlich und äußerlich Freie. Freie Menschen, freie Juden. Wir wollen eine neue Menschheit, aufgebaut auf Freiheit und Gewissen, und fangen damit an, sie bei uns zu schaffen, jeder bei sich selbst, in seinem engsten Kreise, in unserer Mitte. Wir wollen eine jüdische Welt, würdig der schöpferischen Vergangenheit unseres Volkes. Stark und voll sittlicher Größe. Darum sei fern von uns jene bequeme Naturromantik, die man uns so gern andichten möchte. Wir wollen nicht Ideale im edlen Busen hegen, um diese an Sonn- und Feiertagen, auf Fahrten und bei Bundestagen hervorzuholen und liebevoll zu begrüßen, wir dürfen auch nicht im Bewußtsein, die besseren Menschen zu sein oder aus Abscheu vor den anderen uns nun gänzlich abschließen und ein traumhaft-ideales Leben führen nur mit Menschen unseres Kreises, sondern wir wollen uns überall uns selbst treu bleiben. Dann erst zeigt es sich, wessen Blau-Weißtum fest verankert ist, wer ein Mann ist und wer eine Memme, wenn es gilt, in jener gemeinen, verlogenen

Gesellschaft aufrecht dazustehen. In der Schule, im Beruf, im Dienst, überall muß man uns auch ohne die Nadel als Blau-Weiße empfinden, muß zu sagen gezwungen sein: d i e sind wahrer, stärker, echter als die anderen, das sind wohl Blau-Weiße! Ja, wenn unsere Kraft schon gestählt ist, müssen wir bewußt Sturm laufen gegen alle Heuchelei, gegen alle Feigheit, gegen alle Knechtung, wo immer wir ihnen begegnen. Wie Elias müssen wir die Baalspriester mit Stumpf und Stiel ausrotten. —

Innerhalb unserer engeren Gemeinschaft aber suchen wir Brüder, die uns helfen, alles Schlechte, das noch in uns selbst steckt, auszutilgen. Und wir haben erkannt: Es gibt eine köstliche Himmelsgabe, die es uns ermöglicht, wieder wir selbst zu werden. Das ist die Fähigkeit des Menschen zur Hingabe an Ueberpersönliches. Nicht w i r sind uns Ziel, sondern die Sache, wie immer sie heißen möge. Ich meine hier nicht die Hingabe an die eigentlich großen Ideen, von der man so viel spricht und mit der so ohne weiteres so herzlich wenig getan ist, sondern die Fähigkeit des Menschen, in jeder Sache ganz aufzugehen, sich ganz hinzugeben an ein Ding, etwa sich restlos in den kleinsten unscheinbarsten Lebensvorgang zu versenken, ganz in der Anschauung des Lebens im Wassertümpel oder der Kampfmethoden einer Ameise aufzugehen. Aber ich meine auch ebenso — und das wird zuerst vielleicht lächerlich erscheinen — den sachlichen Eifer, mit dem man einen Kochtopf reinigt. Wendet mir nicht ein: das sei etwas sehr Unwichtiges, und man könne dabei nicht dasselbe Maß von sachlicher Hingabe verlangen, wie wenn einer auszöge, um ein Volk zu befreien oder ein Königreich zu erobern. Ich sage: Im Grunde genommen ist es genau so wichtig, daß der Kochtopf gereinigt wie daß das Königreich erobert wird. Vom Standpunkt des großen Weltlebens aus ist der Unterschied zwischen beiden Geschehnissen sehr gering, gleich Null. Von der Erde aus gesehen ist die ungeheure Sonne nicht größer als der kleine Mond. Und um dieser letzten, ewigen Gleichheit willen verlangt Beides, Kochtopf und Königreich dieselbe Stärke der Hingabe. Geschähe eines von beiden nicht, eine Lücke wäre im großen Weltgeschehen.

Restlose Hingabe an jedes Ding, das auf unserem Wege liegt, jene Liebe zum Kleinsten, zu Pflanze und Tier, zu Volkslied und Spiel, jene Dinglichkeit, die nichts unbeachtet läßt, was

da ist und alles g a n z tut, was getan werden muß, du, o große Sachlichkeit, du bist die Macht, die uns Menschen wahrer und stärker macht, die uns erst befähigt, am Bau der neuen Gesellschaft mitzuschaffen.

Wenn wir so unser ganzes Leben mit Sachlichkeit durchdringen, mit dem Bewußtsein der großen Bedeutung, die schließlich jedem Handgriff innewohnt, vom Rucksackpacken angefangen, dann werden wir echte Blau-Weiße sein. Dann werden wir aus Falschen Wahre, aus Knechten Freie, aus Schwachen Starke. Dann schaffen wir unser Werk. Ferdinand Ostertag.

Fünf Tage im Heim.

I.

Zwei sitzen im Garten auf der selbstgezimmerten Bank und singen. Der Wind weht die Töne über die dunkle Dorfgasse, Fenster klappen, Kinder lachen und lauschen.

Dann kommt es klingend die Straße herauf, die Beiden springen empor, laufen zur Tür. Die geschlossene Schar, die heranzieht, löst sich: ein paar übermütige stürmen voraus, winken und rufen. An der Pforte Händeschütteln und frohes Schalom! Wir sind zu Hause.

Vor kaum einer Stunde fuhren wir ab und schon liegt Berlin hinter uns wie ein fremdes, böses Märchen. Nichts erinnert an die große Stadt als der helle Schein fern am östlichen Horizont. Da hinten gibt es also enge, steinerne Straßen, Denkmäler und Fabriken und viele, viele Sorgen . . . .

II.

Wir sind sehr stolz auf unser Heim, denn es steckt mancher Tag heißer Arbeit darin. Als wir's fanden, war's ein verfallener, schmutziger Bau, ganz verwahrlost, die rechte Räuberhöhle. Jetzt ist alles sauber und fein, und wir möchten kein Stäubchen auf den Möbeln dulden. Ganz früh beginnt die Arbeit mit Fegen und Scheuern. Betten werden gesäubert und fortgestellt, einer klappert mit Eimer und Besen auf die Straße hinaus, den Damm zu fegen.

Auf dem Hof ist die übliche Ueberschwemmung. Da stehen unsere Jungen, in der frischen Morgenluft fröstelnd, nackt bis

zum Gurt am Brunnen und lassen sich das kalte Wasser über Hals und Rücken laufen. Freilich gibt's manchen, der sich drücken will, keinen, den nicht der Spott der Kameraden unter die Pumpe treibt. Und dann — kaum daß der Letzte die Joppe über den rotgerubbelten Rücken gezogen — braust es über die Landstraße wie die wilde Jagd, den roten Kiefernstämmen zu, die am Rande der Nuthewiesen in der Frühsonne glänzen. Eine Viertelstunde ist alles wieder zurück mit roten Wangen und blanken Augen. Der Waldlauf hat auch dem Schläfrigsten das Blut durch die Adern gejagt.

III.

Unter der großen Linde ist der Tisch gedeckt. Die Tassen zeigen die verschiedensten Muster, aber sie sind ganz und sauber. Alles drängt heran und betrachtet die frischen, noch warmen Brote mit hungrigen Augen. Niemand setzt sich: noch fehlt der Führer. Der steht in der Küche und braut Kakao. Endlich kommt er; die heißen Henkel des großen, geschwärzten Topfes hat er vorsichtig mit Taschentüchern umwickelt.

Man ißt und trinkt eilig, ohne viel zu sprechen. Als der Führer sich erhebt, gibt es einen Auflauf bei den Rucksäcken. Das Heim ist überfüllt; der größte Teil der Wanderer muß schnell auf die Fahrt. Die Zurückbleibenden spähen nach übriggebliebenen Broten.

Jetzt ist überall Laufen und Rufen, Schelten und eifriges Suchen. Vorübergehende bleiben stehen, Kinder gaffen mit offenem Mäulchen. Zehn Minuten später ist der Platz vor dem Hause leer; die letzten Töne eines frischen Marschliedes verklingen in der Ferne. Im Trab, den Rucksackriemen erst auf einer Schulter, laufen die üblichen Nödler dem Zuge nach; hinter ihnen helles Gelächter.

Auf dem Hofe aber beginnt das große Geschirrwaschen.

IV.

Dieser Vorfrühling brachte uns allen eine gewaltige Wanderlust. Niemand rechnete mit Entfernungen; man stürmte über die Landstraße und wurde nicht müde. Es war eine eigenartige Stimmung auf unseren Fahrten, Entdeckerlust und Hingabe an diesen einzigartigen Frühling, der uns mit Geschenken überhäufte. Dabei war das Wetter durchaus nicht immer gut, oft

genug brachte man nasse Kleider und kalte Füße nach Hause. Aber die Welt war so bunt und jung, überall Leben und rührige Kraft, die Luft voll Gesang und Gezwitscher unzähliger Vögel. Man konnte nicht anders als singen und wandern, getrieben von der tiefen Sehnsucht, die in uns Stadtmenschen von Urzeiten her wieder erwachte: eins werden mit der Mutter Natur, zur Mutter Erde zurückzukehren, von der die Kraft und das Leben der Völker stammen. Uns stadtgewohnten Juden wurde der Sinn unseres Wanderns plötzlich klar und die tiefe Tragik der großen Wanderung unseres Volkes.

V.

Darüber haben wir manchmal gesprochen, abends beim Schein der Lampe oder draußen, wenn wir am Rande der Nuthewiesen des Singens müde waren. Nur wenn man mehrere Tage unterwegs ist, im Heim oder auf der Fahrt lernt man sich so recht kennen. Diese Abendstunden, die wir miteinander verplauderten, waren uns allen ein Gewinn. Wir erzählten von Fahrten und Rasten, von Erlebtem und Erhofftem. Und mit Freude fühlten wir Aelteren, wie jung wir eigentlich noch sind, wie sehr wir Blau-Weiße alle zusammengehören, mögen wir 15 Jahre alt sein oder 25.

Man hat im Wandervogel viel über dies Verhältnis von „Alten“ und „Jungen“ gesprochen und geschrieben. Uns ist die Frage nicht brennend. Ein festes Band der Kameradschaftlichkeit und des Vertrauens verbindet Wanderer und Führer.

Es ist mehr als nur eine harmlose Nachlässigkeit, wenn man sich im Heim etwa von einer Arbeit drückt in dem frohen Bewußtsein, daß die Andern es ja schon machen werden. Unser Wandergeist verlangt, daß wir für einander einstehen, nicht, daß wir einander ausnutzen.

Karl Glaser

Bericht vom Unkraut

I.

Die Frühjahrsaussaat ist vorüber, die Kartoffeln und Rüben sind gesteckt und bis zum ersten Heuschnitt im Juni sind wohl noch sechs Wochen Zeit.

Was beginnt der Bauer jetzt, da er doch nicht ganz faulenzen

kann? Ist schlechtes Wetter, so werden aus Langstroh Seile für die Ernte gebunden, und es ist nicht leicht, den Knoten so fest zu ziehen, daß nicht das Seil wieder auseinandergeht, wenn man mit dem Fuß auf das eine Ende tritt, an dem anderen aber mit Kraft zieht. Denn dieser Probe muß ein rechtes Seil standhalten. Aber glücklicherweise kommt der Frühling doch endlich mit wärmeren Tagen — immerhin ist es schon Mai, und wir warten schon lange genug — und mit ihm eine schöne Arbeit, wie die Bäuerin meint, das Unkrautjäten.

Es gibt zwei Arten Unkrautjäten, ungerechnet das „Queckenlasen". Denn auch die Quecken sind natürlich Unkraut, ja eigentlich d a s Unkraut schlechthin, unser Indschill: Zähe, weiße Wurzeln mit ein paar grau-grünen Halmen. Meistens sind es nur die Wurzeln, die wir oft mit Strohhalmen verwechseln. Auch solche lugen ja vom untergepflügten Dünger aus dem Acker, woraus wir ersehen, daß erst vor kurzem gestürzt und geeggt worden ist. Ja, der Boden ist sogar nach dem Eggen mit dem Krümmer, der lang- und krummzinkigen Eisenegge, besonders aufgewühlt worden, damit die Quecken ans Licht kommen sollten. Nun sind wir aber schon nach der Aussaat. Der Acker ist frei von Quecken, und das ist gut. Es zeugt davon, daß die Arbeit in den Vorjahren tüchtig und genau besorgt worden ist — denn wie bald ist ein Feld verqueckt!

Ungeachtet des Queckenlesens gibt es also zwei Arten von Unkrautjäten: Das D i s t e l s t e c h e n im besonderen und das W e i z e j ä t e n im allgemeinen.

II.

Ich wußte eigentlich garnicht, daß das Korn, nachdem es gesät worden ist — Roggen und Weizen zum Winter, Hafer und Gerste in der Frühjahrsbestellung — noch einmal behandelt wird, sondern dachte, daß man es nunmehr Regen und Sonnenschein überläßt, das daraus zu machen, was wir nachher ernten werden, und bei extensiver Wirtschaft mag es wohl auch so sein. Aber da ich noch vom vorigen Jahre her wohl in Erinnerung habe, wie die Disteln nachher beim Zusammenraffen, Einbinden und Hinaufreichen der Garben auf den Wagen in die Finger stechen, bin ich ganz froh, daß es anders ist, und die Arbeit ist wahrhaftig nicht schwer. Mein Vorgänger beim Bauern, Primaner

auf Hilfsdienst, zog beim Garbenbinden der Disteln wegen Glacéhandschuhe an. Frau Stiller, die Bäuerin, allerdings meint, es wäre nicht so schlimm, und die Disteln gingen ihr nachher beim Wäschewaschen wieder mit aus der weich gewordenen Haut.

Wir nehmen uns ein Körbel und ein scharfes Messer und gehen in den Weizen, der jetzt zwar noch nicht „schießt“, d. h. lange Halme macht, aber doch schon ganz ansehnlich und dicht auf dem Acker steht, dort wenigstens, wo er nicht ausgewintert ist, d. h. wo die Mäuse nicht gehaust haben, während Hafer und Gerste doch erst dünne zarte Hälmchen draußen haben. Hätte der Weizen jetzt schon lange Halme, so könnten wir nicht mehr in ihn hineingehen, denn die niedergetretenen Halme würden sich nicht mehr aufrichten. So ist es uns beim Korn (lies Roggen) ergangen. Als wir jetzt nach den kalten und regnerischen Tagen wieder aufs Feld hinauskamen, sieh', da stand es schon ganz hoch, und als wir herankamen, da waren doch so viel Disteln drinnen, daß mir jetzt schon vor der Ernte graut. Meine Hoffnung ist aber die: ich werde bis dahin schon „Hauen“ (lies Mähen) gelernt haben, und dann werde ich das Korn hauen, und die Bäuerin und Mariechen werden einbinden. Ein paar Disteln haben wir aber doch herausgeholt, die am Rande.

Der Weizen steht gleich hinter dem Haus „im Garten“, wie es bei uns heißt — da, wo jetzt die Apfel- und Birnbäume herrlich blühen — und so kommt es, daß unsere Hühner, sobald die Tür zum Garten aufgelassen wird, hindurchschlüpfen und daß der Großvater, wenn er beim Mittagessen zufällig einen Blick zum Fenster hinauswirft, mit strenger Miene sagt: „Kurt und Hilda, geht e'mal num und jagt die Hühner aus ‚m Wäze.“ Und widerstrebend nur wird Folge geleistet. Wir brauchen also gar nicht in den Weizen hineinzugehen, sondern nur erst mal am Rande hin und uns zu bücken und mit dem scharfen Messer dicht neben der Distel in den Boden zu fahren. Dann wissen wir schon, ob wir sie einfach mit der linken Hand herausnehmen können oder ob wir noch einmal in der Erde herumstochern müssen, um die Wurzel durchzuschneiden. Anfassen können wir die Disteln ruhig, denn sie sind noch klein und zwar schon stachlig, aber nicht so häßlich wie später, wo sie verdorrt und hart sind. Manche sind auch jetzt schon größer, dann stechen sie etwas mehr, aber man findet sie besser als die kleinen. Im

allgemeinen hat man gar nicht nötig, besonders nach ihnen zu suchen, denn sie fallen zwischen dem viel helleren Getreide durch die dunkelgrüne Farbe und die viel massigere Form sofort ins Auge. Aber die ganz kleinen Pflänzchen, die soeben erst drei, vier Blätter hinausgesandt haben, entgehen dir doch oft beim Dahinschreiten, wenn du auch da, wo viele bei einander stehen, gebückt gehst, da das Aufrichten sich ja nicht lohnen würde. Und dann ist nach 14 Tagen das Feld schon wieder voller Disteln, während du doch glaubtest, jetzt wären sie im allgemeinen ausgerottet, denn zum Schluß brauchtest du bald eine Stunde und hattest doch das Körbel noch nicht voll. Und der Großvater (so wurde später berichtet), der beim Salatpflanzen von weitem zusah, meinte drinnen zur Bäuerin: „Na, nun muß es aber nicht mei veil Disteln haben, der Korl geht ja immerzu grade.“ Eigentlich viel hatte es nur im Grunde gegeben, in der niedrigst gelegenen Ecke des Feldes, wo vor zwei Jahren das Hochwasser bis in den Mai hinein gestanden hatte, so daß Mariechen von dieser Ecke meinte: die Frau Nachbar'n wäre wohl dort lang gegangen und hätte immer handvoll Distelsamen auf unser Feld gestreut.

Noch schlimmer sieht es da draußen in dem jungen Hafer aus. Gleich in dem ersten kleinen Stück, wenn wir unseren Feldweg hinaufkommen, zeigen sich an den Stellen, an denen damals das Wasser gestanden hat, gelbe Flecken im Hafer, die daher rühren, daß alle die Hälmchen an der Spitze gelb gefärbt sind. An denselben Stellen ist es dunkelgrün von Disteln — ein ganzes Pflaster, wie Frau Stiller meint. So üppig haben sie sich erst seit einigen Tagen entwickelt, während es vorher ein leichtes schien, die paar Disteln aus dem Hafer herauszuholen. Die kleinen Disteln waren eben noch nicht recht herausgekommen, und es wäre dumm gewesen, damals schon an den Hafer zu gehen. Es hatte ja auch noch nebenan im Weizen Arbeit gegeben. Jetzt war es aber höchste Zeit, denn sonst wäre der ganze Hafer krank geworden. Wir gehen jedoch erst zu Mittag (11 Uhr), denn vorher war es noch naß, wie wir auch nach dem Regen erst einige Zeit warten mußten, bis wir mit dem Distelstechen anfingen. Es ist ja klar: wenn der Acker naß ist, wird er zu sehr zertreten, und auch die Disteln sind zu schmutzig, nicht für uns, aber für das Vieh, das sie nachher fressen soll.

Außerdem gibt es auch vormittags Arbeit genug: Zweimal wöchentlich den Stall reinigen oder manchmal Gemeinarbeit. Das ist folgendes: Die ungepflasterten Wege sind vor Löchern bei Regenwetter unbefahrbar, und in den ersten schönen Frühlingstagen, wenn der Boden nur einigermaßen trocken ist, unternimmt es die Gemeinde gemeinsam, ihren Teil der Wege, also bis zur Grenze, in Ordnung zu bringen. Auf Ansage des Ortsvorstehers ist an einem Morgen von jedem Gehöft eins mit der Schaufel zur Hand da, und ohne viel Federlesen, ohne daß einer kommandiert, wird gearbeitet. „Wer sich auf Gemeinarbeit tot arbeitet, bekommt einen kupfernen Sarg", sagen die Leute hier. Man macht in der Zeit Frühstück und Mittag und sieht, daß man fertig wird so gut es geht. Jeder hat noch genug bei sich selbst zu tun. Da wird z. B. das Gerinne zu beiden Seiten der Dorfstraße immer vom Anlieger sauber gemacht. Voriges Jahr ist es bei uns nicht geschehen, so daß sich dieses Jahr das Gras ordentlich festgesetzt hat. Die Säuberung erfordert deshalb angestrengte Arbeit, zumal da wir ein ganz schönes Ende der Dorfstraße zu reinigen haben.

Das Kreuz tut mir daher schon weh, als wir zu Mittag alle drei, der Großvater, die Bäuerin und ich — ich mit der Rober (lies Radfahrkarre) — ins Feld gehen, um Disteln zu stechen. Hier im Hafer stehen sie so dicht, daß wir meist nicht mehr gebückt gehen, sondern knieen. Das strengt zwar nicht so an, aber es ermüdet auch, weshalb ich bald hocke, bald die Kniee wechsle, bald, wenn es nötig ist, aufstehe. Das Körbel setzen wir neben uns und stechen so flink es geht, und es geht leider bei den anderen, wie mir scheint, immer noch flinker als bei mir. Ihr Körbel ist meist eher voll. Ich will mir einreden, daß ich ein größeres Körbel habe, aber es wird wohl doch das andere der Grund sein. Vielleicht stehen sie auch geschickter als ich, denn oft kommt es so vor, daß ein paar Blätter von der Distel liegen bleiben, was ja an und für sich nichts schadet, denn die Distel wächst nicht nach, aber in angeborenem Sauberkeitsgefühl klaube ich auch diese peinlichst auf. Hier zeigt es sich (eine allgemeine Feststellung), daß übertriebene Gewissenhaftigkeit, id est Pedanterie, beim Landwirt schaden kann. Der Tüchtige macht seine Sache natürlich flink und doch sauber. Bei dieser Arbeit scheint es mir auch, als ob es nicht nur Disteln schlecht-

hin gäbe, sondern als ob sie einmal hier in der Ecke länglicher, aufrechter und doch weicher und mehr saftig grün, drüben an der Seite wieder krauser und spitziger seien. Dort steht sogar eine gelbfleckige Art oder liegt eine Krankheit vor? Jetzt wieder erregt ein sich bewegender grellroter Punkt, der so rot wie die Biese meiner Militärhosen dicht daneben und wirklich nur ein Punkt so groß wie ein Sandkorn ist, meine Verwunderung, da er sich bewegt. Durch Analogieschluß mit größeren, ähnlichen Tieren stellt sich schließlich heraus, daß es sich um eine Laus, nämlich die Feldlaus handelt! Woher aber, frage ich mich, kommt diese rote Farbe in ein Milieu wie den grauen Sand, das zartgrüne Korn und die immerhin auch nicht gerade aufregend grüne Farbe der Disteln? Viel eher paßt hier das Mattgold anderer größerer und kleinerer Käfer hinein, die ich wohl von flüchtigem Ansehen, aber auch nicht näher bei Namen und Familie kenne.

So rücken wir langsam über das Feld vor. Jeder hat sein Revier, und wenn man sich, wie man auch soll, noch vorsieht, daß man den Hafer nicht zu sehr niedertritt, sondern statt dessen möglichst in die „Furchel" tritt — denn er ist ja nicht breitwürfig mit der Hand, sondern mit der Drillmaschine gesät worden — so sieht es zum Schluß ganz schön sauber aus, da ja das andere Unkraut noch zu winzig ist, um den Sand zu bedecken, zum Teil überhaupt noch nicht aus der Erde ist. Man sieht, was man getan hat, und das befriedigt.

III.

Hiermit ist schon angedeutet, daß es anderswo nicht so ist: nämlich beim Weizenjäten, bei dem allerdings nicht der Weizen, sondern das Unkraut gejätet wird. Hier genügt es nicht wie bei den Disteln, deren Hauptfehler ist, daß sie uns stechen, das Unkraut zu entfernen, sondern dem Weizen muß Luft geschafft werden vor dem Unkraut. Dieses hat seit dem Herbst, als das Feld gestürzt wurde, Zeit genug gehabt, wieder an der Oberfläche zu erscheinen und hat das ganze Feld, auf dem der Weizen schon buschig ist, dicht bedeckt, am meisten allerdings an den Stellen, an denen der Weizen nicht so dicht steht. Wessen Schuld das ist, ob des Unkrauts, weil es zuerst da war und den Weizen nicht aufkommen ließ oder ob des Weizens, weil er nicht

da war und daher dem Unkraut die Möglichkeit zur Ansiedelung gab? Ich nehme dieses an, denn es spricht dafür, daß am Rand, wo die Körner nicht so gleichmäßig fallen, das Unkraut am dichtesten steht. Disteln gibt es natürlich auch hier, nur nehmen sie keine Ausnahmestellung gegenüber dem anderen Unkraut ein, sie gehören eben mit dazu. Oder nur insofern als sie unter allen Umständen herausmüssen, während es bei dem oder jenem anderen Unkraut wohl übersehen wird, wenn es stehen bleibt. Mit Ausnahme allerdings eines, das ist das Ziegebein und niemand anderes als unsere liebe Kornblume, so daß man das Sprichwort prägen möchte: Weizen jäten und Ziegebein stehen lassen. Während nämlich die Distel infolge ihrer andersartigen Physiognomie sofort auffällt, ist dies beim Ziegebein nicht so. Von Blume ist natürlich jetzt noch keine Rede, die grüne Pflanze aber hat jetzt ungefähr dieselbe Höhe und Farbe wie der Weizen, der Stengel ist allerdings stärker, meist nur ein Stengel, während beim Weizen viele Halme dicht beieinander stehen. Die Blätter sind abgerundet, während die des Weizens spitz sind, und so kommt es, daß man allerdings schon immer eine Ahnung von dem Vorhandensein des Unkrauts hat, wenn man an ein Büschel Weizen kommt, das gar so dicht ist und dabei doch einen etwas unordentlichen, uneinheitlichen Eindruck macht, als müsse etwas nicht stimmen. Und richtig: bei genauem Hinsehen besteht das Büschel zum großen Teil aus einem dicken Ziegebein, das wir möglichst weit unten anpacken und ausreißen wollen. Natürlich bricht es an der Wurzel ab. Wir hätten es also doch erst lieber etwas mit dem Messer an der Wurzel lockern und dann ausziehen sollen. Aber die Wurzel, die so fest sitzt, muß diesmal mit heraus, denn das Ziegebein hat die Angewohnheit, sonst zu schnell nachzuwachsen. Ueberhaupt scheint das Unkraut seinen Namen erst eigentlich dadurch zu verdienen, daß jedes seine eigene Art, besser Unart, unangenehm aufzufallen, hat. Da ist eines: die Hundskamille. Nicht sehr groß, nicht so sehr gefährlich, wenn es mal stehen bleibt, aber immerhin häufig genug. Sein Name offenbar daher, daß es wie die Kamille nicht breite Blätter, sondern vielmehr auf zwei, drei glatten, weichen Stengeln einen Busch Faden trägt, also kraus aussieht. Es siedelt unmittelbar zwischen dem Weizen. Jetzt packst du den besagten Stengel und ziehst, da er nicht nachgibt, ziemlich heftig

und behältst einen Weizenhalm in der Hand. Das geschieht fast jedesmal infolge der Aehnlichkeit der Stengel beim Anfassen, wenn du dich nicht durch die Schwierigkeit des Ausziehens eines besseren hast belehren lassen. Denn der Weizen sitzt vermöge der Fasern, mit denen das Korn im Boden verankert ist, immer noch um ein beträchtliches fester als das meiste Unkraut.

Das letzte der wichtigen Unkräuter ist das „Meer". Vielleicht deshalb so genannt, weil es gleich einem Meer den ganzen Erdboden bedeckt, flächenartig gerichtet, während alle anderen in die Höhe streben. Von der Wurzel breiten sich lange Fäden nach allen Seiten aus, winden sich durch die Getreidepflanzen, kleine runde Blättchen, auch Blüten tragend. Uebrigens scheint es mir ungenau, den Namen „Meer" all den unter sich ähnlichen Unkräutern zu geben, die den Weizen „verdampfen", „ersticken". Es gibt auch solche, die an der Wurzel einen wahren Busch von Strängen bilden, andere mit mehr einzelnen Fäden. Jedenfalls kommt es immer darauf an, den Faden bis zur Wurzel zu verfolgen. Das Ausreißen hier und da nutzt wenig. An der Wurzel, an dem Busch muß das Ungeheuer gepackt werden. Es gibt leicht nach, die Stränge folgen aus allen Richtungen. Das Bild klärt sich sofort, und der Weizen ist vom Erstickungstod befreit. Eines dieser „meer"-ähnlichen Unkräuter mit unscheinbaren weißen Blüten — wir haben es auf keinem unserer Felder — trägt den Namen: „der Hunger". Wo der „Hunger" sitzt, steht das Korn gar sehr spärlich. Und nun gibt es noch viele unscheinbare Unkräuter, Plebejer unter den Unkräutern. Wollten wir jedes ausreißen, wir müßten vier Wochen im Weizen hocken. Denn wie langsam rücken wir doch auf den Knien über das Feld kriechend vor, nur so weit voneinander entfernt als man mit den Armen nach beiden Seiten langen kann, den Korb neben uns, der voll ist, wenn wir einmal das Feld überquert haben! Dann rufen wir den dicken Gerhard, unseren Kleinsten, der am liebsten mit im Felde und auch am artigsten ist. Die anderen kommen wohl auch mit heraus und bringen die Vesper mit. Dann setzen wir uns alle zusammen an den Wegrand und vespern, essen die Schnitten und trinken den Kaffee, bevor er in der blauen Kanne kalt wird. Wir sehen, wie Nachbars ebenfalls zu dreien nebeneinander im Korn sitzen. Wir wissen schon, was sie tun. Bei Zimmers fahren sie sogar noch

Mist. Die müssen also mit dem Kartoffelstecken noch gar nicht fertig sein. Die machen's jedenfalls richtig gemäß der Behauptung, die Frau Stiller aufgestellt hat, daß nämlich die Kartoffel so spräche: „Steckt Ihr mich im April, dann komm' ich, wann ich will. Steckt Ihr mich im Mai, dann komm' ich glei(ch)." Ist man mit der Bestellung fertig, so kann man natürlich an andere Arbeiten gehen. Bei uns wird immer flink gearbeitet. Von Langsamkeit des deutschen Bauern will ich wahrlich lieber nicht reden, der ich immer mit meinem Körbel hinter den anderen zurückbleibe.

IV.

Richtig, warum also der Gerhard der artigste ist. Die anderen nämlich treiben nur Unfug. Entweder sie spielen im Korn Versteck, wobei natürlich das Korn niedergetreten wird. Im Weizen siehlt sich der Gerhard übrigens auch mit Vorliebe, während es doch eigentlich schon schlimm genug ist, wenn wir notgedrungen eine breite Spur hinter uns zurücklassen müssen. Die alte Jule allerdings, die auch mit im Felde ist, sagt es anders. Sie ist 76 Jahre alt, und ihre Eltern haben, als sie dem Großvater Stiller vor 46 Jahren das Haus verkauften, das Wohnrecht für sie als „Ausgedinge" ausgemacht. Sie soll schon damals so krumm wie die Hexe im Knusperhäuschen (wahrhaftig, so sieht sie aus) gewesen sein, so krumm, daß sie sich beim Weizenjäten eigentlich gar nicht zu bücken braucht, vom Knieen ganz zu schweigen. Und nun lastet sie wie ein Alb auf dem Haus, und das läßt man sie fühlen. „Die alte Jule stirbt aber auch gar nicht", heißt es, „alle haben die Grippe, nur sie nicht." Und daher bleibt sie nicht gern zuhause, wenn der Großvater allein da ist. Denn er ist mürrisch und zankt mit ihr. Sie macht sich dann doch lieber irgendwie nützlich, um das „Verbrechen", daß sie noch lebt, zu mildern. Und Unkrautjäten ist ja eine schöne, leichte Arbeit, die sie auch noch machen kann, zumal da sie eben besonders dafür prädestiniert erscheint. Die alte Jule also behauptet, daß das Korn besonders gut wachse, wenn es niedergetreten würde, wahrscheinlich, weil sie es auch niederlatscht und die Wurzeln vom Ziegebein doch drinnen läßt. Nun, wir brauchen nicht über sie zu spotten, obgleich sie kein Engel ist, aber die Behauptung schien uns anderen doch zu gewagt. Gleichviel, Gerhard siehlt sich gern im Weizen. Und

doch: er hilft wenigstens. Die anderen indessen balgen sich und laufen zum Graben, um dort zu waten, trotz Erkältungsgefahr und Protest Jules. Im Gegenteil, gerade deshalb. Oder sie haben ein Gras, das sich an einem Haar festdrehen läßt, so daß man ziepen und das Haar ausreißen kann. Und damit necken sie die Jule oder auch mich, oder sie ziehen meine Latschen an, während ich borps (barfuß) im Korn hocke, oder sie stellen sie mir auf den Rücken. Und das schlimmste: sie sind häßlich zu einander und zanken sich daher ununterbrochen. Der Gerhard aber holt die vollen Körbel, wenn man ihn ruft — natürlich auch nur, wenn es ihm paßt —, er wartet meist sogar darauf, und dann schleppt er sie, manchmal an jedem Arm eines, und schüttet die „Jäte" über ein „Häufel" am Wegesrand und bringt die Körbel zurück.

Und wenn wir ein Stück ausgejätet haben und es wird gegen Abend, Nachbars machen „derheeme zu", und aus den Schornsteinen steigt der erste Rauch, dann wird die Jäte, die das Vieh zum Abfutter bekommt, ins Grastuch eingebunden, das Bündel kommt auf den Rücken, oder, wenn es viel ist, auf die Rober, und oben drauf wird der Gerhard zur Belohnung für Hilfe und gutes Verhalten gesetzt. Nach zehn Schritten ist ihm aber schon wieder angst und bange, und er läuft doch lieber neben her.

Karl Steinschneider

Ein „Kriegsspiel" in den Glauer Bergen.

Wir saßen im Stadtheim über der Karte von Berlin und Umgegend und erörterten strategische Pläne für unser Kriegsspiel. Geländebegrenzung, Aufstellung und Aufgabe hatte Klobe schon ausgearbeitet; in Schreibmaschinenschrift lagen einige Exemplare seiner kriegerischen Entwürfe auf dem Tisch. — Wir hatten mehrere Züge aufgefordert mitzumachen, aber sie wollten nicht. Es wäre doch zu schade, wenn unsere Arbeit und die Freude auf ein Kampfspiel mit Heranschleichen und Erstürmen eines Aussichtsturmes so umsonst gewesen sein sollten. „Wenn keiner will, machen wir's allein. Ich nehme „Rot", du nimmst „Blau". Wir sind ja genug Jungens im Zuge."

Am Abend vor Himmelfahrt sollte die Sache losgehen. Der Plan war ganz einfach: „Blau“ fährt vom Anhalter Bahnhof bis Siethen südlich Berlins, „Rot“ ab Bahnhof Charlottenburg nach Michendorf. Beide Parteien marschieren so schnell wie möglich zum Kapellenberg in den Glauer Bergen, um den Aussichtsturm zu besetzen und gegen die später Eintreffenden zu halten. Wer um Mitternacht im Besitz der oberen Plattform des Turmes ist, hat gewonnen.

So stand denn der Führer der roten Partei bereits eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges auf dem Bahnsteig und wartete auf seine Armee, die da kommen sollte — und nicht kam. „Nanu“, dachte er, „was soll das heißen? Haben die Eltern die Erlaubnis zur Nachtfahrt entzogen, hat man „gemorken“, daß wir nicht ins Heim, sondern auf ein höchst mörderisches Nachtkriegsspiel gehen?“

Der Zug kommt. Führer „Rot“ pfeift; zwei- — dreimal. Vielleicht ist doch jemand darin. Keine Antwort. Der Zug pfeift seinerseits und fährt. „Rot“ wartet eine Stunde. Dann fährt auch er. „Man kann Klobe nicht versetzen“, denkt er, „der Turm ist natürlich längst besetzt und mit Stricken, Draht und Reisig umzogen. Oben sind Hordentöpfe voll Wasser aufgestellt als Pech- und Schwefelersatz, die ihren Inhalt auf mein armes Haupt ergießen sollen. Aber ich kann doch nicht kneifen.“ Führer „Rot“ malt es sich recht anschaulich aus, wie alles, was er den Blauen zugedacht hatte, nun über ihn hereinbrechen würde.

Michendorf. An der Sperre fragt er, ob Wanderer im vorigen Zuge gewesen waren. Niemand hat sie gesehen. Er telephoniert nach Berlin. „Längst fort“, ist die Antwort. Aber „Rot“ kennt kein Zaudern. General und Armee in einer Person zieht er darauf los, Richtung Kapellenberg, entschlossen, den Kampf trotz alledem zu führen und — kühner Gedanke — auch zu gewinnen. „Der Turm ist ja zu schmal, als daß sich alle zugleich auf mich stürzen können, und wenn es mir gelingt, heimlich die Plattform zu erklettern, bringen sie mich schwerlich wieder herunter.“

Die Kilometer flogen, der nächste immer schneller als der eben erledigte. Aber jetzt hatte „Rot“ die Karte 1 : 100 000 überschritten und mußte sich mit einer Radfahrerkarte behelfen die freilich Chausseen, Städte über 50 000 Einwohner, Eisen-

bahnen und Ströme annähernd richtig verzeichnete, die er aber ihres Maßstabes wegen die „Karte von Europa“ zu nennen pflegte. Ein Weg durch den vor ihm liegenden Sumpf war nicht darauf festzustellen; nur lauter kleine blaue Striche, ein paar dickere blaue Streifen und die tröstlichen Worte „Königsgraben“ und „Sumpf“ standen darauf.

Was tun? Ganz einfach. Kleider herunter, Sachen in Zeltbahn und Rucksack und durch. Es ging ganz gut; freilich kam bereits nach hundert Schritten der erste der dicken blauen Striche auf der Karte, ein etwa 1 Meter tiefer, nicht sehr sauberer Graben. Jetzt hieß es waten. Schlammig, naß und schilfumschlungen stieg „Rot“ ans andere Ufer. Dort besorgte er sich zunächst einen Stock: „Da ist ja schon einer.“ Gleich riß er ihn aus dem feuchten Grund. Es war ein Pflock, der früher wohl einen Zaun getragen hatte oder ein Schild: „Betreten verboten“. Jetzt diente er anderem Zwecke; er sollte (mehr Keule als Wanderstab) „Rot“ stützen und durch sein drohendes Aussehen später im Kampf schützen und war ferner dazu bestimmt, die weiteren Gräben auf Tiefe und Bodenbeschaffenheit zu untersuchen.

Der Weg dehnte sich; eine halbe Stunde vergingen unter Waten und Laufen, Klotzen und Stapfen. Plötzlich sieht „Rot“ Männer vor sich, die mit Netzen und langen Stangen in einem Graben fischten. „Rot“ stutzt; soll er sich anziehen, soll er als nackter Wilder die Leute erschrecken? „Ach was . . .“ und schon springt er etwa 100 Meter entfernt schnell in die Flut. Zugleich mit dem Aufklatschen fühlt er, daß seine Füße im Netze festsitzen. Geschrei, wahrhaft gräßliches Fluchen der Fischer, in das „Rot“ einstimmt, obwohl er es im übrigen vorzieht, sich loszumachen (wobei das Netz reißt) und im Laufschritt zu enteilen.

Nach weiteren fünf Minuten war der Königsgraben erreicht. Hier hieß es schwimmen und die Gefahr lag nahe, daß Rucksack und Kleider ganz durchnäßt werden würden. Aber es ging besser, als es zunächst aussah, und ganz behangen mit Wasserpflanzen stieg „Rot“ das andere Ufer empor, Pan oder vielmehr Neptun mit zerbrochenem Dreizack; so ähnlich sah der „Wanderknüppel“ aus.

Nun aber galt es sich zurecht zu finden. Die „Karte von

Europa“ muß wieder heran, aber sie gibt keine Auskunft. „Rot“ schaut sich um, es ist bereits recht dunkel. Halt, aber dort — nur 100 Meter weiter rechts — da ist die Brücke. Kühn ging es drüber weg, dem Feind entgegen. Jetzt eine kleine Rast, den Lodenumhang um; er verbarg die weiße Haut des Körpers der Sicht des Feindes.

Dort drohte der Kapellenberg. „Rot“ verließ den Weg; denn man mußte immerhin mit „blauen“ Spähern rechnen. Er lauschte in die Nacht. Nichts rührte sich. Sonst sind Blau-Weiße doch nicht so ruhig? „Es ist gewiß die Ruhe vor dem Sturm“, dachte er, „mein Anmarsch ist gemeldet. Oder ist gar die „rote Armee“, an die er immer noch glaubte, „sind gar meine Jungens kühn genug, ohne mich Klobe anzugreifen, und der weiß es und lauert nun auf sie? Vielleicht hat auch „Rot“ den Turm besetzt und Klobe will sie überfallen?“ Seine Phantasie arbeitet hitzig und schnell; er ist ein wenig aufgeregt.

Dessenungeachtet schleicht er vorsichtig genug den Berg hinauf, gebückt, jedes Gebüsch als Deckung benutzend, stets tastend, damit nicht eine listig gezogene Schnur oder eine tükkisch verdeckte Grube seinen Kriegsfuß zum straucheln bringe. Vielleicht lauerten bereits dicht vor ihm grausame Feinde, um ihn — entsetzlicher Gedanke — noch vor Beginn des Kampfes zu überrumpeln und zu töten?

„Rot“ war auf alles gefaßt. Er entledigte sich jetzt seines Rucksacks in einem Gebüsch und kroch weiter. Aber noch immer regte sich nichts. So wurde er weniger vorsichtig und ging schneller, erst gebückt, dann aufrecht. Da mit einem Male . . . . steht das hölzerne Gerüst des Turmes dem Dunkel entwachsen vor ihm. Nichts rührt sich. Nun macht er Lärm: „Haaallooo!“ Stille. Die Frösche quaken. Ganz in der Ferne pfeift eine Lokomotive. Sonst nichts. „Dazu klotzt man durch den Sumpf. Verflucht noch mal!“ „Rot“ läuft mehrmals um den Turm herum; dann häuft er Kiefernzweige auf und macht ein Feuer. Noch ist die Flamme klein, dann brennt sie hoch und groß, ruft rot ins Land. Vielleicht sind doch die anderen in der Nähe? „Haaallooo!“ Und wieder still. Die Zweige knistern, knastern; die grünen Nadeln paffen, qualmen, flackern hell, hell auf und verglimmen. „Rot“ liegt am Boden, den Rucksack unterm Kopf. Hoch über ihm der Himmel . . . der „Große

Bär“ . . . dort der Polarstern. Er wickelt sich in seine Zeltbahn ein, den Kopf nach Nord, die Füße nach Süden — er ist doch tüchtig müde — und schläft ein . . .

„Scha-a-a-alom!“ „Rot“ schrickt empor. Schon ist er hoch. Das ist doch Klobes Stimme. „Schalom!“ brüllt „Rot“. Und schon ist Klobe da und meldet: „Führer und Heer von Blau“. Das Heer ist Leo Heller. „Und hier ist „Rot“, platzt die Gegenseite los. Gelächter und grenzenloses Staunen beiderseits. „Ja, Mensch, wo kommst du her?“ Nun, Klobe hat den Zug verpaßt und gleichfalls allerlei erlebt. Wir lachen und erzählen. Nur eine Sorge bleibt: wo sind die Jungens? Ach was, am Morgen wird sich alles zeigen. Und friedlich schlafen „Blau“ und „Rot“ nebeneinander ein.

Am Morgen trafen dann die „Heere“ ein. Die einen hatten nicht mitgedurft; die anderen, führerlos wie sie waren, hatten ein Quartier im Dorfe bezogen, „wo es Milch gab“. Da war nun nichts dagegen zu machen.

Der Sturm auf den Kapellenberg fand dennoch statt. Es wurde erbittert gekämpft. Tannenzapfen, Erdklumpen, lange Aeste und Hordentöpfe taten ihre Schuldigkeit, und mancher flog schneller die Höhe hinunter, als er hinaufgekommen war. Der Sieg . . . war unentschieden oder, sagen wir wechselnd. Schließlich räumten beide Parteien das Schlachtfeld und zogen nach Drewitz.

Sidney Haskel.

Davids Tod.

Der Prophet Nathan schritt durch die kleine Pforte am Königsflügel des neuen Zedernpalastes, die nur die nächsten Freunde des kranken Herrschers benutzten. Joab vertrat ihm den Weg.

„Du kommst vom König, Priester.“ „Keine Veränderung“, sagte Nathan, der einer Unterredung ausweichen wollte, „keine Veränderung. David ist matt, aber er wird leben. Ich eile selbst zum Arzt, zu dem Tyrer, der die Tränke mischt.“ „Was Ihr mischt, ist mir gleichgültig“, antwortete der Feldhauptmann, „Gutes ist es nicht. Du sperrst den Herrn ab von seinen Freun-

den. Seit er krank ist, hältst Du ihn gefangen.“ „Ich weiß, daß Du mir immer Feind warst, Joab; Du bist ungerecht. David braucht Ruhe.“ „Ruhe? Ich bin besser bedient, als Du denkst, noch weiß ich, was im Palast vorgeht!“ „Du setzt mich in Erstaunen. David ist ein Greis, seine Kräfte schwinden, jeder Laut kann ihm schaden. Man pflegt ihn, tut alles, das kostbare Leben zu wahren. Ist das verdächtig?“ „Seit jener Ohnmacht, die den König niederwarf, ist niemand mehr zu ihm gekommen, der Dir nicht paßte und Deinem Klüngel. Nicht einmal seine Söhne; Adonijah . . .“ „Ist wild und laut . . .“ „Reize mich nicht und schweige! Du lauerst auf des Königs Tod und sorgst, daß niemand Deinen Einfluß stört. Adonijah ist kein gefügiges Werkzeug in Deiner Hand, der jüngste, der schwächste der Prinzen soll die Krone . . .“ „So ist des Königs Wille.“ „Schweig'! Ich rate Dir schweig'! Noch spiele ich, Priester. — Ich sage, David weiß, was Du planst und sucht, das Reich zu sichern. Er ruft nach seinen Räten, aber die sind fern von ihm; nach seinen Kriegern, die mit ihm den Staat schmiedeten, aber man läßt sie nicht an sein Lager. Ja, Nathan, ich habe Grund, dafür zu sorgen, daß unser Werk nicht zu Schanden werde unter weichlichen Priestern und flaumhaarigen Knaben!“ Nathan überlegte, er suchte immer noch, den Bruch zu meiden: „Niemand bestreitet Dein Verdienst, und ich beuge mich dem Gewicht Deiner Taten. Wir wollen das Beste, beide; auf verschiedenen Wegen. Dein Weg ist nicht der rechte, Joab. Du kennst Adonijah nicht, der nach Deinem Willen einst auf Davids Stuhle sitzen soll. Er ist ein Krieger: furchtlos und fürchterlich im Streit. Aber er ist nicht weise. Ehrgeizig ist er und ruhelos; das Blut des Volkes scheint ihm billig. Er richtet seine Augen auf Aegypten, Gosen nennt er verlorenes Erbgut unseres Volkes. Ihn blendet die Krone der Pharaonen.“ „Besser im Kampfe fallen, als in Weichlichkeit und Ohnmacht ersticken!“ „Kennst Du Salomo? Er ist ein Knabe, aber er ist furchtlos und klug. Er wird über unsere Ehre wachen, aber auch über den Frieden, daß ihn kein Mutwilliger störe. Kennst Du Salomo? Er ist hold wie die Sonne, das Volk wird ihn lieben, und er wird die Menschen glücklich machen. Er war bisher in den Gemächern der Frauen, aber ich werde ihn Dir zeigen.“ „Das Kind der Bathseba? Ich will ihn nicht sehen, seine Geburt befleckt ihn.“ „Er ist fromm

wie die Natur selbst, jeder Atemzug ist ein Gebet. Der Herr verzeiht die Schuld der Väter den Kindern, die ihn lieben."

Durch die Pforte trat ein königlicher Kämmerer. Er neigte sich tief und sprach leise mit dem Propheten. Joab packte die Wut: „Was habt Ihr zu tuscheln, das ich nicht wissen darf? Hierher, Heled", wandte er sich an den erschrockenen Diener, „was gibt's?" Nathan antwortete toternst: „Der König liegt bewußtlos. Gott schütze ihn." „Ich will hinein, ich muß ihn sehen!" Joab stieß Heled beiseite und wollte den Eintritt erzwingen. Nathan klopfte in die Hände. Zwei Reihen Speerspitzen glänzten Joab entgegen. Des Feldherrn Hand fuhr zum Schwert. Aber er zog es nicht; er wandte sich und schritt wortlos von dannen.

Nathan ging zurück in die königlichen Gemächer. Seine Stirn war gefurcht, seine Blick suchte den Boden. Er kannte den Feldhauptmann zu gut, um nicht zu wissen, daß er jetzt schon zum Schlage ausholte. Schwer lastete die Sorge auf dem Sinnenden.

Die Wache am Vorzimmer des Königs riß den Vorhang zur Seite, als sie den Propheten gewahrte. Das weite Gemach war erfüllt von blauem, süßem Rauche. Vor den zwölf Zedernsäulen, auf denen die Decke ruhte, standen mattglänzende Schalen aus Porphyr, in denen köstliches Gewürz schwälte. Nathan stutzte auf der Schwelle. Seine Augen, die das Alter getrübt hatte, begannen vom Rauche zu tränen und gewahrten nichts als die vergoldeten Säulen, deren dicke Stümpfe in phantastische Blumen ausliefen. Plötzlich tauchte Benajah, der Führer der Leibwachen, aus dem Nebel. „Ich war bis jetzt beim König — wenn kein Wunder geschieht, erlebt David die Mitternacht nicht." „Ist er wach?" „Er liegt wie tot auf dem Bette; seine Füße sind kalt und seine Hände blau." „Ist die Leibwache unter Waffen?" Benajah nickte. „Lass' Doppelposten aufziehen bei Nacht, niemand soll schlafen!" Flüsternd erzählte Nathan von seiner Begegnung mit Joab.

Das leise Gespräch machte die Stille im Saal noch drükkender. Alles war Schweigen und Erwartung. Um die Räucherschalen summten die Fliegen. Ein großer, schwarzer Käfer schwirrte durch den Raum und erfüllte die Luft mit dem unerträglichen Surren seiner Flügel.

Die Stille brauste in den Ohren der Wartenden. Alle Herzen hämmerten in einem Takte. Alle Herzen würden auf einmal stillstehen, wenn das eine geschehen würde. — Im Nebenraum tönten Schritte; ein eifriges Laufen, abgerissene Worte. Die Wartenden schreckten empor. Einige zitterten, als ständen sie in großer Kälte. Der Hauptmann Simei weinte, daß sein Bart ganz feucht wurde von seinen Tränen.

Einmal öffnete sich die Tür, und das blasse Köpfchen Abisags von Sunem, die den König Tag und Nacht pflegte, erschien in dem Spalt. Der Prophet Nathan ging hinüber zu dem Sterbenden. Minute für Minute tropfte in die Ewigkeit. Keiner rührte sich von seinem Platze, und jeder fühlte die Schlinge, die langsam seine Kehle zusammenschnürte.

Plötzlich zerriß die Stille vor einem grellen Schrei, der aus der Unterstadt kam, den Berg Zion emporkletterte, sich über die Mauern des Königsschlosses schwang und den ganzen großen Palast erfüllte bis in seine fernsten Winkel. Jetzt war alles Lärm, Erregung, ratlose Hast. Im Hof tönten laute Befehle; Geharnischte rasselten über Flure und Treppen. Alles aber ging unter in dem dumpfen Brausen, in dem Rauschen erregter Massen, das aus der Stadt empordrang, im schrillen Schall der Trompeten, der von jauchzenden Schreien übertönt wurde.

Die Priester und Höflinge waren starr vor Schreck: Der König starb! Was jubelte das Volk? Sie liefen durcheinander wie Lämmer, wenn der Wolf um die Hürden streicht.

Vom Burgdach, das ein blühender Garten war, spähte man zu Tal. Die Stadt Jerusalem schien mit einem Schlage verändert. Die weißen Lehmhütten waren verschwunden in einem Meer von Grün. Die Straßen wimmelten von Menschen, die Palmzweige schwangen und sangen. Ein Haufe von Tausenden, Reitern und Fußgängern, wälzte sich den Zionsberg hinauf. Ein Wald von Speeren bildete Spitze und Schluß des Zuges.

Die Höflinge auf der Zinne des Schlosses tauschten erregte Bemerkungen. Auf einmal war Benajah, der Führer der Leibwachen, unter ihnen: „Das ist Joab“, sagte er, „jetzt helf' uns Gott!“ Die Versammelten sahen sich an und erbleichten; sie wußten, daß Joab erbarmungslos und Adonijah grausam war. Benajah, der in Davids Kriegen verlernt hatte, den Tod zu fürchten, lachte verächtlich und schwieg.

Die erzenen Tore der Burg dröhnten von heftigen Schlägen. Laut tönte von unten die Stimme Joabs, der Einlaß forderte. Benajah suchte zu verhandeln. „Oeffnet, oder es gibt Mord!“ rief der Feldhauptmann zurück. „Schämst Du Dich nicht, Joab, den Frieden Deines sterbenden Herrn zu stören?“ „Was Frieden?! Ich stürme die Mauern, wenn Du nicht aufmachst!“

Kreischend flogen die Flügel des Tores auseinander. Joab stampfte die langen Gänge hinunter zum Vorzimmer des Königs. Sein Anhang füllte die Räume des Schlosses mit wüstem Geschrei. Joab blickte sich um: „Wo ist Nathan, der Verräter?“ Der Prophet trat ihm entgegen: „Du schlägst schnell, Joab, aber ich hätte von Dir mehr Ehrfurcht vor Deinem König erwartet!“ „Spare die Predigt, auf die Knie, Priester, Dein König steht vor Dir!“ Aus der Menge trat ein Mann von riesiger Größe in blauem und roten Purpur; um sein Haupt schlang sich ein Diadem, das mit Smaragden und Rubinen besetzt war. Nathan betrachtete ihn mit stillem Vorwurf: „Was soll der Reif, Adonijah, kannst Du den Tod Deines Vaters nicht erwarten?“ „Damit Du meine Erstgeburt dem Knaben Salomo verkaufst? Jetzt bin ich Herr! Spürst Du das Schwert über dem Nacken? Adonijah hob drohend die Faust. „Du hast die Macht“, erwiderte Nathan, „übe sie, wie Du willst, aber erlaube uns, eh' Du uns tötest, unseren Herrn David zu beweinen, der uns ein gütiger König war!“ Ein paar weißbärtige Krieger schluchzten wie Kinder. Joabs Arm krampfte sich um die Säule, neben der er stand, als wollte er sie zerbrechen. Adonijah faßte sich zuerst und rief: „Ich bin König von Israel!“ Er wandte sich zu dem Thronsessel, der an der Rückwand des Saales stand. Dort ließ er sich nieder, das nackte Schwert auf den Knieen.

Da öffnete sich die Tür, die in das Zimmer führte, in dem David lag. Alle Anwesenden standen in starrem Staunen. Ein Greis schritt über die Schwelle, in langem, schleppenden Nachtgewand. Seine Augen waren unheimlich weit geöffnet, so daß die dunkle Iris ganz in der bläulich-weißen Umgebung verschwand. Man sah ihn näherkommen, Schritt für Schritt; aber niemand hatte den Eindruck, daß ein Sterblicher je so gegangen wäre. Langsam, unerbittlich sicher bewegte sich der Schweigende auf den Thron zu, auf dem Adonijah saß. Adonijah fiel nieder und berührte den Boden mit der Stirn. Auf einmal beugte sich alles

zur Erde. Nie vorher hatten Israeliten vor ihrem Könige gekniet.

David schritt die Stufen des Thrones empor. Die Schleppe seines Gewandes hatte sich um seine Beine geschlungen, hinderte aber seine Bewegungen nicht. Er ging an Adonijah vorbei, ohne daß offenbar wurde, ob er ihn oder irgend einen andern bemerkt hatte.

Der König saß auf dem Thron. Seine Züge waren unbeweglich und in ihrer Starrheit furchtbar. Sein gewaltiger Oberkörper ragte kerzengerade empor. Seine Füße waren geschlossen wie die eines ägyptischen Götterbildes.

Adonijah zitterte in einer Art Fieber. Das Grauen hatte ihn überwältigt, so daß er nicht das Haupt zn heben wagte. Seine langen Locken, die er nicht scheren ließ, hingen ihm wirr über die feuchte Stirn.

Auf einmal schaute alles rückwärts zur Pforte. Eine Gasse bildete sich; durch die Menge schritt die Königin Bathsebah neben Salomo, ihrem Sohne. Hinter ihr ging der Prophet Nathan. Als die Fürstin den König sah, begann sie zu schluchzen: „Mein Herr und Gatte, mein Herr und Gatte.“ Adonijah war aufgesprungen beim Anblick des Bruders. Sein Antlitz war bleich vor Zorn, rot flimmerte der Haß vor seinen Augen. Er drängte das Weib zur Seite, so daß er Salomo gegenüberstand, Gesicht zu Gesicht. Sein ganzes Wesen, sein Körper empörte sich gegen den stolzen und ernsten Jüngling, der seinen Blicken nicht auswich. Ihn ärgerte die Jugend und Reinheit des Anderen zum Ersticken, und er hätte diese schlanken Glieder, die herb und süß wie die eines Mädchens waren, mit den erzgeschienten Füßen zertreten mögen. Plötzlich wandte er sich zum König. Er war heiser vor Erregung und sprach mit geballten Fäusten. Er verlangte die Herrschaft als Krieger und einer, der des Reiches Macht mehren würde. „Was soll der Knabe auf Israels Stuhl, auf dem Helden saßen?“ Er verglich sich dem Bruder und fand Worte der Verachtung für den Schützling der Pfaffen, Er schloß mit der Forderung: „Herr soll der Stärkste sein! Mein sei die Krone!“

David redete. Seine Stimme klang sehr verändert. Er holte die Worte aus Tiefen, die Lebenden sonst verschlossen sind. Er sprach mit Menschen, die längst tot waren, als ständen sie

vor ihm. Er reckte die Hand gegen Adonijah, den der Kronreif immer noch schmückte. „Wie oft verrätst Du mich, mein Sohn Absalom?“ Schwer und hart tönten die Worte; der König hatte sich erhoben und stand aufrecht, ganz im Sonnenlichte, das nur ihn umstrahlte und alles sonst dunkel ließ: Er war der Richter, und sein Urteil war Vernichtung. Auf einmal schärfte sich sein Blick, die Starrheit seiner Züge wich, er erkannte die Umstehenden. Mit einer unsagbar gütigen Bewegung zog er Salomo an sich. „Mein Sohn, mein lieber Sohn.“ Da sauste es blank durch die Luft, die Planken krachten, dicht vor Salomo bohrte sich Adonijahs Schwert in den Boden. Wie sinnlos stürzte der Täter davon. Segnend berührte David des Knaben Haupt: „Dir leg' ich auf die Seele Israels Geschick. Sei stark und gut! Die Zeit des Aufbaus ist vorbei; es gilt erhalten! Nur Einer konnte schaffen; das Bewahren sei aller Werk. Ein Staat ist geworden; ein Volk soll werden. Kraft hat verbunden, Geist soll verschmelzen. Das ist Dein Erbe, Salomo. Sei glücklich und herrsche!“

Des Königs Züge wurden stolz und ruhig. Noch stand er aufrecht. Er lächelte. Dann fiel er lautlos und ohne Kampf zusammen.

Abisag von Sunem hielt das Haupt des Toten im Schoß. Sie weinte ganz ohne Fassung. Der tyrische Arzt hatte sich von fruchtlosen Bemühungen erhoben und erzählte stockend und immer noch zitternd: „Er lag wie tot, ganz kalt und starr; nie habe ich einen Lebenden so gesehen. Aber bei dem Getöse richtete er sich auf und ging; denkt Euch: kalt und starr und richtete sich auf und ging.“

Der Priester Zadok sagte: „Er war der Hort Israels; sein Geist riß den Körper zurück ins Sein. Er konnte nicht sterben, wenn sein Werk wankte.“

Da sprach der Prophet Nathan: „Er durfte sterben; denn sein Wille lebt. Mag Stadt und Reich vergehen, ewig bleibt Volk und Geist!“

Und der Prophet wandte sich und sah alles im Saale auf den Knieen. Da hob er die Hände, und die Priester und Leviten traten hinter ihn und taten gleich ihm. Sie weihten Israel mit dem uralten Zeichen des Segens.

An dem gleichen Tage, da König Salomo gesalbt wurde, erschlug Benajah den Feldhauptmann Joab, der in das Zelt des

Herrn gegangen war, um der Feier auszuweichen und für seinen toten König zu beten. Der Sterbende stürzte über den Altar wie ein geopfertes Tier, riesenhaft und noch im Tode gewaltig; das Sinnbild einer Zeit, die vergangen war. Karl Glaser.

Grosse Fahrten.

Die großen Fahrten liegen hinter uns, und wir sind bemüht, das auf ihnen Erlebte und Erfahrene noch einmal zu überdenken und nutzbar zu machen. Es ist keine fruchtlose Arbeit. Sind es doch gerade diese Wanderungen, auf denen wir jüdische Gemeinschaft wahrhaft und tief empfinden. Hier bejahen wir das Judentum in uns, hier vermag einer dem andern sich restlos hinzugeben und Freundschaften zu schließen.

Die großen Fahrten liegen hinter uns und wir sind erfüllt von Erinnerungen und Dankbarkeit für die Schönheiten, die sich uns erschlossen haben. Wir blättern in unseren Tagebüchern: Auch das dem Gedächtnis Entschwundene, scheinbar Unwichtige birgt die Süße eigenen Erlebens und ist schon aus diesem Grunde als persönlichstes Eigentum wertvoll. Ein Bild schließt sich an das andere, ein Tag wird durch den anderen neu geboren, wir durchleben die ganze Wanderung, die Erinnerung knüpft an frühere Fahrten an, und wir dürfen schwelgen in dem neuen Schatz, den wir uns erworben haben.

So geht es uns auch heute: Der Name irgend eines kleinen Dörfchens an der Tauber ist uns entfallen. Einer hat ihn behalten. Und dann: „Weißt du noch? Erinnerst du dich noch des Tages?“ — Und eine wehmütige Freude läßt unser Herz höher schlagen.

Es war am siebenten August, und wir hatten schon ein ordentliches Stück Weg hinter uns, als wir am Spätnachmittag zwischen Tauberbischofsheim und Mergentheim die Tauber flußaufwärts begleiteten. Am Morgen hatten wir noch Würzburgs Wahrzeichen, das Schloß, an dessen Fuße ein edler Wein wächst, von ferne leuchten sehen, am Abend durchzogen wir das lieblichste aller Täler, das die Natur mit verschwenderischem Reichtum ausgestattet hat. Wohlhabende Dörfer, überragt von den

Kuppeln ihrer Kirchen, zogen in schneller Aufeinanderfolge an uns vorbei; denn wir hatten es eilig, um noch vor Beginn der Dunkelheit ins Quartier zu kommen. Drei Kilometer von Mergentheim in einem kleinen Dörfchen, dessen Name wohl jedem von uns unvergeßlich sein wird, machten wir halt. Suchend durchschritten wir die Dorfstraße; — nirgends konnten die Scheuern den Segen des Sommers fassen, geschweige denn noch sieben Leute, die unvermutet kamen. Die Schatten der Häuser wurden länger und länger, und wir suchten immer noch. In einem Hofe fragte man uns nach der Bedeutung der Blau-Weiß-Nadeln. „Jüdischer Wanderbund Blau-Weiß" antworteten wir. „Ja, seid ihr denn alle Juden?" „Natürlich!" „Auch der Große da?" „Auch der." „Wißt ihr denn auch, was morgen für ein Tag ist?" „Tischa b' aw." Wie sollten wir es nicht wissen! Und nun stellte es sich heraus, daß nicht nur jene Leute Juden waren, sondern daß in Edelfingen eine ganze jüdische Gemeinde bestand, fünfundzwanzig Familien, die eine eigene Synagoge hatten. Unsere Freude war groß, den nächsten Tag im Kreise der Unsern verleben zu dürfen, und wir beeilten uns, die Vorbereitungen, die nötig waren, zu treffen. So gut es ging, machten wir uns zurecht, und mit allerdings geborgten Hüten gingen wir geschlossen in die Synagoge. Wir wurden immer noch mit Verwunderung betrachtet; denn es war entschieden etwas Neues für die Leute, daß jüdische Jungen wie Wandervögel wanderten und trotzdem ihr Judentum betonten. Aber beim Gottesdienst umschloß uns bald das Band der gemeinsamen Trauer um den Fall des Tempels in Jerusalem.

Das war das Gefühl, das uns beherrschte und uns den Tag weihte. Und noch eine Beobachtung war für uns wertvoll und erfüllte uns mit Stolz. Die Männer, zwischen denen wir saßen, waren nicht wie jene vergrämten, nervösen Ghettowesen der Großstadt, sondern aufrecht und breitschultrig, und der Schweißgeruch körperlicher Arbeit, der engen Berührung mit dem Boden, ging von ihnen aus. Sie waren Bauern. Und wir, die wir nun schon fast drei Wochen gewandert waren, und die wir bemüht sind, uns frei zu machen von dem, was von der Leidensgeschichte des jüdischen Volkes uns seinen Stempel aufgedrückt hat, sind ebenfalls Zeugen für die lebendige Kraft, die in unserem Volke verborgen ist. —

Den Beweis dafür, daß auch jene diese Zusammenhänge fühlten, brachte uns der nächste Abend. Auf der Dorfstraße standen alle Juden der Gemeinde um den Angesehensten geschart, der jeden einzelnen von uns einer Familie zuteilte. Rührend war es geradezu, wie traurig die anderen abzogen, denen kein Gast zugefallen war. Wir wurden aufgenommen, wie nie in unserem Leben; alles wurde uns mit echt jüdischer Gastlichkeit und Liebe gewährt, daß uns ganz warm ums Herz wurde. Ja, sie ließen es sich nicht nehmen, uns noch reichlich zu beschenken und uns mit tausend Wünschen das Geleit zu geben. Und dann nahm uns die Landstraße wieder auf und führte uns neuem Erleben entgegen. Das war einmal ein jüdisches Erlebnis, wie wir es leider viel zu wenig haben. Wißt ihr noch im vorigen Jahre die Raschi-Synagoge in Worms? Und den stillen Friedhof? Denkt ihr noch an die Tage in Hemsbach, an die Synagoge und an die gastliche Aufnahme? Aber all das genügt nicht, wir haben es nicht gesucht, sondern zufällig gefunden. Es ist uns als reiche Gabe beschert worden. Wir haben aber die Pflicht, überall, wohin wir auf der Wanderung kommen, Plätze jüdischer Erinnerung aufzusuchen, liebevoll nachzuspüren, damit wir schon halb Vergessenes und Zerfallenes erhalten und das Band, das uns mit allem, was Jude und Jüdisch ist, verbindet, eng und immer enger knüpfen. Hans Oppenheim.

Vom Hebräischlernen.

Die Sprache ist das Material, in dem sich die Denkweise und die Gefühlswelt eines Volkes ausprägt und erhält, vollkommener als der Stein oder die Leinwand des Künstlers. Denn sie lebt und wird reicher, da alle Volksglieder schöpferisch an ihr mitarbeiten, indem sie als Ausdruck ihres Denkens und Fühlens sich ihrer bedienen.

Daher verlangt die Kenntnis einer Sprache mehr als die bloße Erlernung einiger Dutzend Vokabeln, die in den meisten Fällen ein notdürftiges Frage- und Antwortspiel zwischen Lehrer und Schüler ermöglichen. Wir verstehen in Wahrheit eine Sprache erst dann, wenn wir die Entstehungsgeschichte und die

Zusammenhänge ihrer Worte kennen. Denn sie baut sich auf einer Grundlage verhältnismäßig weniger Stämme auf, die durch Umbildungen, durch Praefixa und Affixa, durch Zusammensetzungen und Verbindungen, neue Begriffsbezeichnungen ergeben.

Die Einsicht in die Prinzipien der Sprachbildung räumt auch die Hauptschwierigkeit bei der Erlernung einer Sprache hinweg: das stumpfsinnige Auswendiglernen der Vokabeln.

Denn wenn ich im Deutschen irgendein Wort gebrauche, z. B. „Besuch“, so ist mir, bewußt oder unbewußt, eine lange Reihe „verwandter“ Worte gegenwärtig, deren jedes, obgleich vom selben Stamm abgeleitet, doch seinen völlig eigenen Begriff bezeichnet, wie „Versuch“, „Versuchung“, „Untersuchung“, „Gesuch“, „Sucht“ und andere mehr. Gehen wir dann noch auf die Wurzel dieser Bildungen, dem Stamm „sehen“ zurück, so können wir unsere Kette unabsehbar verlängern.

Wenn wir dagegen im Hebräischen eine Vokabel lernen, z. B. לְבוֹנָה „der Weihrauch“, dann dürfen uns die stammverwandten Worte wie לָבָן „weiß“, לְבָנָה „der (silberweiße) Mond“, הַלְּבָנוֹן „der (schneebedeckte) Libanon“ nicht fehlen.

Durch diese Art, Vokabeln zu lernen, indem wir vom Stamm ausgehen und uns die Bildungen der Haupt- und Zeitwörter dieses Stammes aufsuchen und uns einprägen, erleichtern und vertiefen wir zugleich unsere Methode. Denn die Wortbildung führt uns, wie der Name verspricht, zu Bildern voller Tiefe und Eigenart, die Einblick in den Vorstellungskreis und die Denkart unserer Vorfahren, den Schöpfern unserer Sprache, gewähren.

Ist es euch schon einmal aufgefallen, daß רֶחֶם „der Mutterleib“ heißt und רַחֲמִים „das Erbarmen“? שֻׁלְחָן „der Tisch“ stammt von שָׁלַח „ausstrecken“; denn beim Orientalen stellt eine niedrige Platte oder nur eine Matte den Tisch dar.

Ueberraschend ist die Entdeckung, daß יוֹרֶה „der Frühregen“ und מוֹרֶה „der Lehrer“ stammverwandt sind. Beide Worte haben den Stamm יָרָה zum Vater, der „schleudern“ bedeutet, und dessen הִפְעִיל sowohl den Sinn vom Niederschießen des Regens annimmt, als auch „auf etwas zielen, hinweisen“ heißt, was zur Bedeutung „lehren“ führt.

אִישׁ heißt „der Mann“ und אִישׁוֹן הָעַיִן „der Augapfel“, so genannt wegen des Männchens, das sich im Augapfel wiederspiegelt. Wer diesen Zusammenhang kennt, wird diese Vokabel sicherlich so leicht nicht vergessen.

Auf solche Zusammenhänge und auf die Entstehungsgeschichte von Ausdrücken und Gleichnissen weist H. Torczyner in einer kleinen Schrift hin, die „Vom Ideengehalt der hebräischen Sprache“ betitelt und als eine kurze Broschüre in Wien beim Verlag „Institut für Kulturforschung“ erschienen ist.

Darin macht Torczyner, den wohl viele von euch als Uebersetzer Achad Haams kennen, u. a. auf die Herkunft des Wortes יַרְדֵּן **„Jordan“** „Fluß“ von יָרַד „herabsteigen“ aufmerksam und erinnert an die griechische Sprache, die in gleicher Weise Potamos „Fluß“ von piptein „fallen“ bildet. Der Aufsatz bietet eine Fülle von Anregungen dieser Art.

Der wichtigste Faktor für die Bildungsformen der Sprache ist das L a n d des Volkes und seine Umgebung. Umgekehrt gibt demzufolge die Sprache auch am besten Einblick in die Eigentümlichkeiten des Landes und Aufschluß über die Umgebung, den Vorstellungskreis und die Sitten des Volkes.

So weist der Stamm קָדַם in seinen mannigfachen Formen solche landesüblichen Vorstellungen auf. Das Verbum heißt „vorangehen, zuvorkommen, begrüßen“; קֶדֶם wird euch in seinen Bedeutungen „die Vorderseite, der Osten, die Vorzeit“ bekannt sein. Der Begriff בְּנֵי־קֶדֶם wird für die östlich Palästinas wohnenden Völker gebraucht. אֶרֶץ־קֶדֶם ist „das Ostland“, in das Abraham kurz vor seinem Tode seine Söhne schickt. — Bei Jesaia nimmt קֶדֶם ferner den Sinn von „Zauberei“ an, und zwar deshalb, weil die erwähnten Begriffe die S i t t e n d e s M o r g e n l a n d e s nahelegen.

Auch קָדִים heißt „Osten“ und entwickelt sich zu der Spezialbedeutung „Ostwind“, der nach Palästina bekanntlich aus der Wüste kommt, heiß und sengend ist und als Strafe Gottes gilt. Endlich wird קָדִים allgemein „Wind“, und stellt das Bild der Eitelkeit und Nichtigkeit dar.

Aehnlich ergeht es dem Wort צָפוֹן „Norden, Nordwind“. צְפוֹנִי bezeichnet den mit ihm einherkommenden „Heuschreckenschwarm“ als den gefürchteten Vernichter der Ernte.

Als Gott dem Moses die Bitte abschlägt, in das gelobte Land ziehen zu dürfen, ihm nur gestattet, es vom Berge aus zu schauen, da fordert er ihn auf, seine Augen auch יָמָּה „westwärts, dem Meere zu“ zu wenden; denn im Westen Palästinas liegt das Meer. Seither heißt das gebräuchlichste Wort für „Westen“ יָם („das Meer“).

Andere Beispiele dieser Art finden sich in einem Buch Dr. Hugo Greßmanns, das den Titel führt: „Der Erdgeruch Palästinas in der jüdischen Religion“. Alle diesen kleinen Einzelheiten, die uns vom Leben und Atmen Palästinas erzählen, sind ja für uns von neuer, tiefer Bedeutung. Wenn wir auf unserer Fahrt einen Oleanderstamm oder einen Feigenbaum treffen, so sehen wir ihn mit besonderen Augen an; er hat uns etwas zu erzählen, denn er ist ein Stück Palästinas. Aber der reinste Spiegel des Wesens unseres Landes und Volkes ist unsere Sprache, in deren Bildern und Ausdrucksformen alle ihre Eigentümlichkeiten, der Menschen und der Natur, eingeprägt sind und zum Ausdruck kommen.

Auf einen Punkt, der bereits oben erwähnt wurde, möchte ich noch eingehen. Das ist die B e d e u t u n g der Praefixa und Affixa für die Sprache.

Im Deutschen wissen wir, was „Erkältung“ und was „Erkalten“, was „Verhängnis“ und was „Verhängung“, „Abtritt“ und „Abtretung“ heißt. Auch im Lateinischen ist uns der Unterschied zwischen „inventio“ „die Erfindungsgabe“ und „inventum“ „der einmaligen Erfindung“ bekannt und geläufig.

Diese kleinen Silben machen einen sehr wesentlichen Bestandteil des Reichtums einer Sprache aus, indem sie den einzelnen Begriffen und ihren Modifikationen Ausdruck geben, um sich, wie Schopenhauer sagt, „allen Nüancen des Begriffs und dadurch den Feinheiten des Gedankens wie ein nasses Gewand anzulegen“.

So hat die Endsilbe וּת im Hebräischen immer die Bedeutung eines Abstraktums. גָּלוּת „Verbannung“, אֱלֹהוּת „die Gottheit“, צִיּוֹנִיוּת „Zionismus“.

Die Wurzel כָּתַב „schreiben“ bildet מִכְתָּב „der Brief“ und כְּתָב כְּתָבָה „die Schrift“, כְּתֻבָּה „Eheverschreibung“, כְּתִיבָה „die Schreibung“, כְּתוֹב „die Schriftstelle“.

Von גָּדַל „groß sein“ stammt מִגְדָּל „der Turm“ und גְּדוֹלָה „die Größe“.

Aus diesen Beispielen, die jeder bei seiner Lektüre beliebig vermehren kann, geht hervor, daß die Vorsilbe מ stets ein Concretum bezeichnet, welches die Eigenschaft, die der Stamm ausdrückt, besitzt oder ein Produkt seiner Tätigkeit ist: Der Turm ist hochgebaut, der Brief ist geschrieben. — Die Femininbildung ה־ deutet wieder auf die abstrakte Bedeutung: Größe, Schreibung.

Schon deshalb, weil unsere Sprache eine lebende ist, weiter Wörter formt und bildet, müssen wir den Gesetzen dieser Bildung nachgehen und sie klarlegen. — Kleine Besonderheiten und feine Nüancierungen sind sehr wichtig für das Verständnis des Sprachgeistes. Und es handelt sich ja um den Geist unserer Sprache!

Wir haben in Berlin einen hebräischen Kursus gegründet, den wir nach solchen und ähnlichen Gesichtspunkten aufgebaut haben.

Als wir in den ersten Stunden an Hand des Aleph-Beths schreiben und die gebräuchlichsten Vokabeln lernten, sind wir folgendermaßen vorgegangen:

In der frühesten Periode der Schrift stellte ein einziges Zeichen einen Begriff dar und zwar einen solchen, der häufig benutzt wird und daher am ehesten eine Wiedergabe erfordert. Die Urform der Schrift malte also die betreffenden Gegenstände ab. Die Zahlenwerte der Buchstaben lernten wir mit diesen zusammen. Also ungefähr so:

1 א = das Rind
2 ב „ das Haus
3 ג „ das Kamel
4 ד „ die Tür
20 כ „ die hohle Hand, Wagschale
70 ע „ das Auge
80 פ „ der Mund
400 ת „ das Kreuz.

Das ganze Alphabet wollen wir hier nicht durchgehen. Aber wer es für sich tun will, der wird in den Vorstellungskreis derer, die die Zeichen sich bildeten, eindringen können. Denn so heißt:

ו = das Schwert
und ל „ der Ochsenstachel.

Unser Kursus hat uns viel Freude gemacht. Zwar stellte er an den Lehrer wie an die Schüler, deren Zahl ungefähr 15 betrug, ziemlich hohe Anforderungen in bezug auf Intensität und Aufmerksamkeit. Aber ich glaube, die meisten haben etwas gelernt.

Hans Cohn

Eine Rede des palästinensischen Arbeiters A. P. Gordon.

Ich komme, um zu euch über unsere gemeinsamen Aufgaben zu sprechen. Wir sind vom Volke geschickt, um das Volk zu vereinigen, das Volk, das nicht von der Gnade der anderen leben, sondern das sein Land zu ganz neuem Leben erwecken will, um dort selbst ein neues Leben zu begründen. Der Krieg hat gezeigt, daß es menschliche Beziehungen vielleicht zwischen den Menschen, aber nicht zwischen den Völkern gibt. Alles war erlaubt, jede Schandtat wurde verübt. Wir aber, die wir soviel gelitten haben, seitdem wir Fremdlinge waren in Mizraim, wir fühlen doppelt, was nottut. Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, euch zu sagen, was wir wollen, denn Worte können nicht alles ausdrücken. Wir haben die Zeit vergessen, in der unser Volk ein wirkliches Leben führte und wissen nur von der Zeit der Zerstreuung. Wir kennen kein anderes Leben als das von Parasiten, denn wir haben keinen Boden unter unseren Füßen, und nicht nur in Taten, sondern auch in Gedanken und Worten sind wir Parasiten. Wir sind nicht Glieder der Menschheit wie die Tschechen oder die Montenegriner, denn jene haben Boden unter ihren Füßen und leben von ihrer eigenen Arbeit, wir aber sind Parasiten, sind ein Nichts. Unsere gemeinsame Aufgabe aber ist es, einen Ort zu finden. wo wir leben können. Man sagt, Erez-Israel kann nicht das ganze Volk aufnehmen. Ich verstehe davon nichts, ich bin kein Politiker. Aber nehmt irgend ein Volk, das nicht nur in seinem Lande lebt, sondern auch an anderen Orten Teile seines Körpers leben hat. Diese Völker haben doch einen gesunden Kern, der sie davor schützt, ein Volk von Parasiten zu sein. Wenn auch nur ein Teil von uns in Palästina verwurzelt wäre,

so könnte auch unser ganzes Volk gesunden. Es ist nicht genug, daß wir das Land kaufen, mit Geld kann man ein Land nicht erwerben. Nur die Arbeit kann es zu unserem Lande machen, und solange das Land nicht durch unsere Arbeit zu dem unsrigen gemacht worden ist, gibt es kein nationales Leben. Wenn wir auf diese Weise das Land erworben hätten, so würden wir auch ein anderes Verhältnis zu den Arabern haben, denn mit Recht sagen jene, daß das Land nicht uns gehört, solange ihre Söhne es bearbeiten. Die ersten schwachen Gruppen jüdischer Arbeiter waren es, die uns ein Recht auf das Land erworben haben. Dies ist der Gedanke der Arbeit, der uns leitet und es ist ein tiefer Gedanke, der zu tiefen Folgerungen führt. In der ganzen Welt gibt es einen Kampf zwischen Arbeit und Kapital; bei uns gibt es einen viel tieferen Kampf, den schonungslosen Krieg zwischen schöpferischer Arbeit und parasitärem Leben. Nicht nur in Erez-Israel, sondern auch im Galuth müssen wir uns selbst alle umwandeln, damit ein neues, arbeitendes Volk entsteht. Jeder muß dafür sorgen, daß er nicht als Parasit lebe, sondern ein produktives Leben führe. Auch im Galuth müssen wir das Volk umwandeln, damit es aus dem Parasiten zum Schaffenden wird. Ich fürchte nicht, daß dann das Volk im Galuth bleiben wird. Zwischen den Arbeitenden gibt es immer Verständnis, und dies Verständnis führt nach Erez-Israel. Das Volk wird mit Erez Israel verbunden bleiben, auch wenn es über die Erde verstreut ist, und auch mit den anderen Völkern werden wir uns besser verstehen, wenn wir ein individuelles Leben führen; wenn wir keine Parasiten mehr sind, dann können wir wieder Segen bringen. Nicht im Wesenlosen, sondern in dem Geiste, der aus der Erde herauswächst, müssen wir leben. Wie im Christentum und im Islam muß auch in uns wieder eine Kraft lebendig werden, die aus dem Boden strömt. Wir haben ein neues Volk zu schaffen, das wieder menschlich lebt, dessen Menschen neue Menschen sind, erfüllt von einem neuen Weltgefühl. Ein Mensch — Volk! („Am-Adam"). Wenn ihr dies versteht und diesen Zustand ändert, dann werden wir in unserem Lande leben können und werden es uns erwerben, nicht durch die Gnade der Völker, sondern durch uns selbst.

Ich bin nicht so einseitig zu sagen, wir brauchen nur die Arbeit zu tun und können auf Ideen verzichten. Wir haben

auch eine Welt der Gedanken und Gefühle. Wir fühlen, daß wir nicht weiter so leben können, wie das Leben geht, wir müssen uns den Verhältnissen entgegenstellen. Zur Arbeit in Erez-Israel komme ich nicht nur aus der Forderung nach einer neuen Gesellschaftsordnung, sondern ich komme dazu aus meinem ganzen Menschen, aus meinem kosmischen Gefühl. Ich sehe nicht, daß das Leben vollkommener wird. Man teilt das Leben ein in Materie und Geist, in Lehre und Leben, aber das ist nur verstandesmäßige Analyse, in Wirklichkeit gibt es nur ein einheitliches Leben, auch keinen „Unterbau" und „Ueberbau", wie die Theoretiker sagen. Unsere Arbeit in Erez-Israel ist eine Quelle des wirklichen Lebens. Die Zelle des Lebens ist die Familie. Wir müssen zuerst eine neue Familie schaffen. Hier sind direkte Lebensbeziehungen, z. B. zwischen Mann und Weib usw. Dies ist nicht aus der Doktrin hergeholt, wie Klassenkampf. Von der Familie kommen wir zum Volk. Das Volk ist nicht nur eine eigene Persönlichkeit, sondern ein schöpferischer Organismus. Das Volk ist die Kraft, welche unser Verhältnis von Mensch zu Mensch erfüllt. Der neue Mensch ist noch nicht da, auch das neue Volk nicht, ein Volk wie ein Mensch („Am-Adam"). So wie ein Einzelmensch Träger von Verantwortung und Rechten ist, so auch das Volk. Wir kommen nicht eine neue Gesellschaft zu schaffen, sondern ein neues Volk. Der Mensch ist von der Vollkommenheit noch sehr weit entfernt. Trotzdem ist eine gewisse Tendenz da, vollkommen zu werden. Aber beim Volk merken wir nicht einmal diese Tendenz. Als der Krieg kam, waren alle sozialistischen Bewegungen verschwunden und es gab nur Völker und ihre Losung war die Gewalt. Wir müssen zurückkehren zur Natur und zum Leben. Das heißt nicht, daß wir die Errungenschaften der Zivilisation ablehnen, aber die Hauptsache ist das Schaffen. Wir brauchen eine geistige Erneuerung und anfangen muß es damit, daß man hingeht und arbeitet. Wenn heute die Menschen einen Wald pflanzen, fragen sie nicht nach seinem natürlichen Sinn und nach seiner Schönheit, sondern nach dem Profit. Wir müssen anders arbeiten. Das Land wartet auf uns. Jeder Jude, der sich selbst sucht, der das Volk, das Leben sucht, muß nach Palästina gehen. Dort vollzieht sich die Vereinigung von Mensch, Natur und Arbeit. Es ist eine Leiter, die zum Himmel führt,

aus dem Galuth nach Palästina. Auch im Galuth müssen wir arbeiten. Jüdische Arbeiter sind wichtiger als jüdische Minister. Die Völker kennen uns nicht, sie sehen nur unsere Schwindler. Wir wollen einen Zusammenhang zwischen uns und den Chawerim im Galuth schaffen. Aber nicht durch abstrakte Ideen, sondern durch innige menschliche Beziehungen. Wir müssen einen neuen Himmel schaffen und eine neue Erde.

Gehalten auf der Weltkonferenz des Hapoel-haszair 1920

Angaben über den gegenwärtigen Stand des Blau-Weiss.

Die nachfolgende Skizze gibt Aufschluß, an welchen Orten Deutschlands Blau-Weiß-Bünde bestehen (sie sind unterstrichen) und wo aussichtsreiche Gründungen vorhanden sind. Einige Gruppen, die durch den Krieg politisch von Deutschland losgerissen sind, stehen noch in engster Fühlung mit unserer Bundesleitung und sind darum auch mit eingerechnet. Ebenso sind wir in naher Berührung mit den in den Nachbarländern zusammengeschlossenen Blau-Weiß-Bünden.

Schriftleitung: Hans Oppenheim, Gotha, Erfurter Landstrasse Nr. 36

Adresse der Deutschen Bundesleitung: Bundesleitung der Jüdischen Wanderbünde Blau-Weiß, Berlin W 15, Sächsische Straße 8

Adressen der Jüdischen Wanderbünde „Blau-Weiß":

Berlin: W 15, Sächsische Straße 8
Bonn: Kurt Schatz, Humboldtstr. 24
Breslau: Martin Bandmann, Goethestr. 28
Cassel: Max Loeb, Hohentorstr. 9
Düsseldorf: Karl Meyer, Alexanderstr. 21
Elberfeld: Heinrich Dreyfuß, Königstr. 114
Frankfurt a. M: Arthur Baumritter, Thomasiusstr. 4
Fulda: Friedel Grünebaum, Nicolausstr. 14a
Gleiwitz: Hertha Kallmann, Nicolaistr. 16
Glogau: Hans Ludwig Lernau, Neue Wallstr. 17
Hamburg: Gustel Wittkower, Burggarten 8
Hannover: Walter Strauß, Körnerstr. 15
Heilbronn: Siegfried Dreifuß, Kurzestr. 12
Hindenburg: Herbert Herlitz, Florianstr. 4
Insterburg: Kurt Kannowitz, Hindenburgstr. 89
Karlsruhe: Erwin Mansbach, Ritterstr. 6
Kattowitz: Dagobert Arian, Schillerstr. 12
Köln a. Rh.: Bruno Nathan, Mohrenstr. 13
Königsberg: Theo Broczyner, Schnürlingstr. 23
Leipzig: Minnie Neumann, Luisenstr. 1b
Mannheim: Paul Rothschild, Heinrich-Lanz-Str. 39
München: Fritz Wolff, Frühlingstr. 3
Nürnberg: Karl Glaser, Fürther Str. 87
Ratibor: Günther Friedländer, Wilhelmstr. 4
Stettin: Julius Grau, Schulzenstr. 19
Stuttgart: Josef Preßburger, Büchsenstr. 99
Wiesbaden: Egon Zeitlin, Rheinstr. 98
Würzburg: Irma Rosenblatt, Sanderstr. 2a

BUCHDRUCKEREI MAX HAASE
BERLIN S42, LUCKAUER STR. 3